

einem schweren Vorwurf, den sie meiner Tätigkeit für die "Neue Zeit" macht, rechtfertigen zu sollen glaubt. Wenn sie mich nun zur Strafe für diese Verwegenheit mit einer Frist jener drei und der Gehilfen überlässt, in denen sie unerbittlich Meistern ist, so würde die Reaktion der "Neuen Zeit", soweit ich sie kenne, dafür wohl unter anderen Umständen, schon aus ästhetischem Wohlgefallen an diesem anmutigen Käschen Spiel einen bescheidenen Platz übrig gelassen haben. In der gegenwärtigen Zeit jedoch, wo die Genossin Luxemburg den immerhin beschränkten Raum einer Wochenchrift in einem Maße beansprucht und auch eingeräumt erhalten hat, das objektiv zur argen Ungerechtigkeit gegen andere Mitarbeiter wird — innerhalb 30 oder 40 Monate hat sie über 54 Druckseiten zur Verfügung gegen die Redaktion verfügen können — so hat diese Redaktion, wie ich annehme, schließlich doch eine Grenze ziehen müssen, wo die Klärung sachlicher Streitfragen aufhört und nur die Befriedigung rein persönlicher Empfindungen ins Spiel kommt".

Das ist bitter für die große Genossin!

**Kleine politische Nachrichten.**

**Abg. Sobrecht**, der ehemalige Finanzminister und jetzige Vorsitzende des Senatorenkollegiums des Abgeordnetenhauses, feiert heute seinen 80 Geburtstag in unvorbereiteter geistiger Frische und körperlicher Mäßigkeit.

**Der Wirtschaftliche Ausschuss** tritt am 14. September im Reichstag zu vertraulichen Verhandlungen über den neuen deutsch-schwedischen Handelsvertrag zusammen.

**Streikbeendigung.** Nach einer Meldung aus Genf habe sich infolge einer Einigung zwischen den Verbänden der Unternehmer und der Arbeiter der Baumwollindustrie am Dienstag die Arbeit wieder aufgenommen worden.

**Russland.**

**Bulgarien.**

**Zum Konflikt mit der Türkei.** Wie kompetenten Ortes verlautet, hat der Minister in der letzten Sitzung beschlossen, die Flüchtlingsfrage offen zu lassen. Die Regierung dürfte eine zu wartende Haltung einnehmen und keinesfalls eine unfreundlichen Schritt gegen die Türkei beschließen. In der geführten Unterredung des türkischen Gesandten mit dem Minister des Äußeren ist die Frage der Rückkehr der Flüchtlinge in die verlassenen Wohnstätten erörtert worden. Bis zur endgültigen Regelung der Frage verweigert die Regierung, daß den in Sofia anwesenden Flüchtlingen Arbeit verschafft werde. — Gestern Nachmittag begaben sich sämtliche Minister nach dem königlichen Sommerhof Sitnikowo, woselbst sich König Ferdinand seit gestern befindet.

**Hof und Gesellschaft.**

**Prinz Heinrich der Niederlande** reist heute nach Montreux (Eifel) ab, wo er bis zum 16. d. M. beim Kaiser niederländischen Konsul Schebler verbleiben wird.

**Prinz Jaime von Bourbon** lenkte gestern in Wien in Begleitung seines Adjutanten und seines Chauffeurs sein Automobil durch die Lagerburgerstraße. Er wollte einen Zusammenstoß mit einem anderen Fuhrwerk vermeiden und fuhr dadurch gegen einen Pfeilstein. Die Insassen wurden auf Pfahler geschleudert, blieben aber unverletzt. Der Prinz fuhr mit der Bahn nach Schloß Frohsdorf.

**Zu Ehren Dschavid Bey's**, des hier weilenden türkischen Finanzministers, gab der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Herr v. Kiderlen-Waechter gestern im Hotel Oblon ein Frühstück, zu dem außerdem eingeladen waren der türkische Botschafter Osman Nizami Pascha, Geh. Seehandlungsrat Schoeller, Herr v. Gwinner, Geh. Regierungsrat Wittig, Vizepräsident Dr. v. Glasenapp und einige Herren der türkischen Botschaft und des Auswärtigen Amtes. Dschavid Bey beehrte nachher die Börse, wo Herr v. Gwinner die Honneurs machte.

**Hier und dort.**

**Sat Napoleon gelebt?** Nützige Frage, wird man sagen, für Leute, die nichts zu tun haben. Allein, wenn man erfährt, daß es eine sehr große Literatur gibt, die diese Frage diskutiert, wird man vielleicht anders darüber denken. Wie konnte aber eine solche Literatur zustande kommen?

Sehr einfach: Napoleon, der wie ein unheimlich-brennendes Gefäß über die Erde ging, hat die Phantasie des Volkes von Anfang an lebhaft beschäftigt. Die gewaltigen Taten, die er vollbrachte, gleichen Wundern; die übermenschlich großen Pläne, die seinem Gehirn entpanden, die Seltsamkeit der Ereignisse, die in sein Leben hineinzielen, die geheimnisvolle Doppelteufelheit seines Charakters, das alles war dazu angetan, einen Mythenkreis um seinen Namen zu schaffen und endlich seine irdische Existenz zu bezweifeln. Erzählte man nicht, daß die Geburt Napoleons, wie die aller Helden, von den überauswunderlichsten Erscheinungen begleitet gewesen sei? Daß in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1769 Abbe Marat in einem Sternbild der Jungfrau einen neuen Stern wahrgenommen habe, jenen Stern, der Napoleon in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens erschienen und den er in den Stunden der höchsten Angst mit den Augen suchen sollte?!

Man denke: ein kleiner Korse, dem man Mittelmächtigkeit und Freiheit nachsagte, avanciert unheimlich schnell in der französischen Armee, siegt in Italien mit einer Armee, die weder Schuhe noch Kleider, noch Nahrung zu essen hatte, eringt Siege auf Siege, zieht nach Ägypten und kehrt als Retter Frankreichs heim. Er stürzt die morische Regierung, erennt sich zum Konsul, zum Kaiser. Er durchläuft den Kontinent im Siegeslauf. Er überkommt die Länder mit seinen Heeren, entthront und erneuert Könige nach seinem Belieben und macht sich selbst zum Herrscher über halb Europa. Er wird besiegt, aber er kehrt wieder, bis Waterloo sein komatohaftes Dasein beschließt.

Dieser gigantische Geist, seine riesige Willenskraft, seine fast märchenhaften Erfolge, erschienen vielen so übernatürlich, daß sie selbst nach seinem Tode nicht glauben konnten, gewöhnliche Sterbliche hätten sich dieses Halbgottes bemächtigen können. Und während ihn die einen als göttliches Wesen, die anderen als bösen Dämon betrachteten, zweifelten viele überhaupt an seiner Existenz und meinten, alles, was von diesem großen Weltbezwinger gesagt und geschrieben worden, lebe nur in der Einbildungskraft der Menschen. Manche geistreiche Schriftsteller suchten der Welt klarzumachen, daß Napoleon weiter nichts gewesen sei, als eine allegorische Figur. Andere wiesen auf Prophezeiungen hin, die an ihm in Erfüllung gegangen sein sollten, sowie auf Weissagungen der heiligen Schrift, die nur auf ihn Bezug haben könnten. Denn unmöglich konnte ein gewöhnlicher Sterblicher während eines so kurzen Zeitraumes so große Dinge vollbringen. In die Geschichte dieses Mannes, der während seiner Herrschaft die halbe Welt erschütterte, Throne stürzte und aufbaute, der vom armen Unterleumant bis zur höchsten Staatsgewalt gelangte, der den glühendsten Haß und die selbstloseste Liebe in den Herzen seiner Mitmenschen entfachte, der seine Soldaten durch ein einziges Wort, durch einen Blick begeisterte, den die Soldaten mitten im furchtbarenst Kugelregen unverletzt gesehen, — an dieses Mannes Geschichte mußten sich die wunderbaren Gerüchte knüpfen.

Man mag in dem Buche von Friedrich M. Kircheisen, das in der „Bibliothek des Abhandlichen“ (herausgegeben von Conrad und Ewens) erschienen ist (Verlag von Robert Kub, Stuttgart 1910), nachlesen, welche Gründe geistreiche Schriftsteller dafür beizubringen wußten, daß Napoleon — nie gelebt hat. Das Buch ist ein Kuriosum und jedenfalls als zeitgeschichtliches und psychologisches Dokument von höchstem Interesse.

**Die Beziehungen Richard Wagners zu Friedrich Hebbel** erscheinen eine kurze Beleuchtung ausläßlich der Aeußerung, die Kaiser Wilhelm II. jüngst gegen eine schwedische Schriftstellerin getan haben soll, und die hier bereits wiedergegeben ist. Es soll hier nicht erörtert werden, warum die angelegte Meinung des Kaisers, Wagner hätte Hebbels „Nibelungen“-Dichtung komponieren sollen, gar nicht zur Diskussion gelangen kann; man müßte denn die prinzipielle Frage von Wagners Gesamtunterschied und seiner unentzerrbaren Eigenschaft als Wort- und Lieddichter wieder von Grund aus darlegen. Dem Kaiser sind Wagners Prosaschriften und Briefe, in denen er sich außerordentlich eingehend darüber kundtut, wohl nicht genau gegenwärtig gewesen, ebenso Hebbels Verhältnis zu Wagner. Dazu ist in der Hauptache zu sagen, daß die beiden eigenartigen Naturen trotz mancher gemeinsamen Ansätze innerlich nicht dauernd harmonieren konnten. Es kommen da auch Zufälligkeiten in Betracht. Hebbel hatte 1860 Wagner in Paris besucht; er hatte nicht vorgelassen werden können; denn Wagner lag infolge der Landleinwanderung am Nervenleiden krank; er wußte gar nichts von Hebbels Besuch, dessen Ablehnung dieser übel empfand. Aber Wagner besuchte dann Hebbel in Wien und dort fand die einzige Unterredung beider Männer statt. Die Beziehungen blieben kühl; es konnte ja auch kaum anders sein, da Hebbel trotz mancher Anerkennung dem künstlerischen Wesen Wagners scharf gegenüber stand und sich auch über die Musik oft verlegend äußerte. Dem „Waldschränke“ heißt es z. B.: „Ich wage nicht zu unterscheiden, ob diese Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt.“ Früher hatte er in mißverständlicher Auffassung von Wagners Theorie geschrieben: „Wagner möchte das ganze Drama in Musik auflösen.“ — Doch schwebte auch Hebbel, die Möglichkeit einer Vermählung von Oper und Drama in ganz speziellen Fällen vor.“ Uebrigens lag Wagners „Nibelungenring“ bereits 1855 als Dichtung fertig vor, sogar in gedruckten Exemplaren. Im März 1862 erschienen erst Hebbels „Nibelungen“ aus dem Büchermarkt. Hierüber gibt es eine charakteristische Stelle aus Wagners Epilogischem Bericht zum Ring. Dort bezieht Wagner seine „Nebenbuhler im Nibelungenfah“ klar, sie hätten „den inneren bedeutenden Stoff durch ihre zuvorkommende, eigene Behandlung desselben vor der Schmach bewahren wollen, daß er von einem Musiker dem deutschen Publikum vorgeführt werde.“ Noch schärfer heißt es in dem Aufsatz „Ueber Schopenhauer und Sängers“ (1872): „Man nehme Hebbels „Nibelungen“ zur Hand. Dieses mehrteilige Stück macht uns sofort den Eindruck einer Parodie des Nibelungenliedes, ungeachtet in der Weise der Bühnenarrangements der Aeneide. Der gebildete moderne Leser scheint hier offenbar die ihm so scheinende Grate des mittelalterlichen Gedichts durch lächerliche Uebertreibungen zu ver-

höhnern: seine Helden gehen hinter die Kulissen, berichten dort eine monströse Heldentat und kommen dann auf die Bühne zurück, um in geringfügigem Ton wie etwa Herr v. Münchhausen über seine Abenteuer, darüber zu berichten.“ Hieran schließt sich Hans v. Bülow's Aeußerung in einem Briefe an Frau Effie Rauff: „Hebbels „Nibelungen“ heute zum ersten Male gesehen — recht ungerauscht im ganzen. War doch kein Poet, so wenig wie Gutzkow u. Co. Tadelant! Und das hat das Literatenum sich erdreißt, mit H e r b a r d W a g n e r s „Nibelungen“ zusammen, ja darüber zu stellen.“ Man kann nun über Wagners scharfe Ansicht denken, wie man will; aber man wird begreifen, daß er nach alledem von nichts weiter entfernt war, als Hebbels „Nibelungen“-Drama „zu komponieren“.

**Zu Fischers „Bibliothek zeitgenössischer Romane“**

„Jeden die Neuererscheinungen einander, aber sie gleichen sich nicht. Nach den mancherlei Darstellungen tüchtiger, kraftvoller und sinnreicher Männer-Arbeit in den letzten Bänden liegen zwei Neuheiten vor, von denen die eine zugleich einen unbekannt Namen in die Literatur einführt: Ruth Wadhwetter, mit einem Eheproblem in ihrem Erstlingsroman: „Die Wahl“. Sie erzählt von der Freiheit zweier untreuer, unempfindlicher, alzu junger Menschen, deren Ehe im Verlauf zu einer Kreuzfahrt der Zweifel an dem eigenen Gefühlsleben und dem des Gefährten wird. Das gewaltigsten verlegene, phantastisch erzogene Empfinden dieser Lebens-Romanz wird vom Alltag mit seinem erlichternden Kleinleben erdrückt; die Ungeklärten treiben in dumpfem Abwärtigen einer erschöpfenden Katastrophe entgegen, die wohl kommt aber nicht erlöst. Der Gatte entdeckt sich in einer neuen Liebe, der er nicht folgen kann und will. Die Ehe lebt er an der Seite der Erstgewarteter weiter ohne Lust und Leid, ein gebrochtes Leben der Pflicht. Beide gelangen allmählich zu einer Resignation, die nicht — im Goethe'sinn — Charakter ist, sondern die selbstgewählte Notwendigkeit des bequemen Ausgleiches.“

Ein erster Wurf, der weder zu den bekannten „größten Hoffnungen“ berechtigt, noch zu einer Abgabe an das Talent der Autorin verpflichtet. Das Beste an diesem Talent ist wohl der jugendliche Blick für das Detail der Seelenwandlungen und eine scharfe Beobachtung der Wirklichkeit in Umwelt, Gesellschaftstypen und Situationsleben. Warten wir eine weitere Talentprobe ab.

Die zweite der beiden letzten Neuheiten in Fischers Bibliothek ist ein sehr alter Roman der Hans v. Kahlenberg „Eva Seyring“. In jedem Sinne alt. Die heutige Kahlenberg ist — nach allen Proteuswandlungen, durch welche sie, klug und beflissen, ihr biegsames Talent geleitet — zu einer Literaturnote gelangt, die mit ihrer „Eva Seyring“ keinerlei inneren Gleichklang mehr hat. Das nur nebenbei; denn es will nichts bedeuten — nichts gegen ihre frühere, nichts für ihre heutige „Richtung“. Wichtig ist nur die Frage nach dem Talentwert der vorliegenden Arbeit. Der behandelte Gegenstand in „Eva Seyring“ gehört zu den Gemeintheiten der „verfälschten“ Literatur von gestern: ein deutsches Mädchen aus engegliedertester Klein-Städterei kommt nach Paris, um ihr Valentin auszubilden; sie gerät in extrem lebensfreie Kunstfreie, denen sie mit gering fäugenden Sinnen sich anschließt, und verliert sich an den Ersten, der ihr zum Eindruck wird, an einen skrupellosen Maler von deklariertem Talent des Genieges, dem sie später zur Pflegerin wird bis an sein rasches Ende. In die Heimat zurückgekehrt, wird sie mit unbefangener Selbstständigkeit die Gattin eines anderen — um an seiner Seite ihre Weibvolendung in der Mutterschaft zu finden.

Soll man diesen Stoff unbehandelt gelten lassen, so müßten die Vor- und Ueberlegen in der Seele der Handelnden unendlich viel tiefer erfaßt und feiner geschildert sein, um logisch zu überzeugen und damit die psychologische Berechtigung der Geschehnisse nachzuweisen. Unter anderem: es genügt nicht, bloß pikant zu sein, wenn man von seinem Talent verpflichtet wird, literarisch zu sein.

**Der folgende Aufsatz für Peter Altenberg**

wird uns von den Unterzeichneten zur Veröffentlichung übergeben:

Peter A l t e n b e r g, der seit 7 Monaten mit einem schweren Nervenleiden gekämpft hat, ist jetzt wieder genesen.

Trotzdem die nächsten Freunde des Dichters ihm bisher die Kosten seiner langen Krankheit ein wenig zu erleichtern versuchten, erfordert die noch lange Zeit notwendige sorgfältige Pflege bedeutend mehr Mittel, als im kleinen Kreise zusammenkommen können.

Der Dichter und seine Freunde hoffen daher zuversichtlich, daß auch Fernerleiende mit dazu helfen werden, dem Dichter seine wiedergewonnene Gesundheit zu erhalten und ihm sein ferneres sorgenvolles Leben zu erleichtern.

Sie werden uns daher an alle Bühnen und Bühnenvereine des Reichs und Witten, in Unterstellungen an Peter Altenberg, Wien, I. Waldnerstraße 17 oder an S. Fischer Verlag, Berlin W., Witrowitzstraße 90, einzuschicken. Die Zeitschrift „Neue Deutsche Rundschau“, Berlin, wird über die eingehenden Spenden öffentlich quittieren.

Herrmann Bahr, Wien; Prof. C. D. Geselska, Hamburg; Richard Demel, Hamburg-Bienefeld; Verleger S. Fischer, Berlin; Dr. Eugen Bräuer, Wien; Alexander Girard, Wien; Hermann Heise, Galenbecken-Schweiz; Prof. Josef Hoffmann, Wien; Dr. Hugo v. Hofmannsthal, Wien; Alfred Kerr, Berlin-Grunewald; Prof. Emil Drifil, Berlin; Prof. Max Reinhardt, Berlin; Gabriele Reuter, Weisk:

bei Bern; Felix Salten, Wien; Seltzerbrat Dr. Richard Schalka, Wien; Dr. Wilhelm Sternberg, Berlin; Ludwig Thoma, München; Dr. Siegfried Trebitsch, Wien-Piesting.

**Wismarsche letzte Zigarre.** Aus den Kriegstagen von vor vierzig Jahren gibt unter dieser Epithete der London Globe folgende Erinnerung über den Alt-Nachschäfer wieder: Der berühmteste aller Liebhaber von Zigaretten war wohl Herr Fürst Bismarck, der jedoch einmal mehr Freude an einer nicht gewöhnlichen Zigarre gehabt hat, als je eine allgemeine, während die Zigarette ihm bereitete. Während der Schlacht von Sedan behütete er seine letzte Zigarre besonders lieblich. Wie er selbst erzählt hat, „gleich einem Geistes, der über seinem Schicksal wacht“.

Während der ganzen Freude des passionierten Rauchers malte sich der Fürst die ruhige Stunde aus, wenn, nach gefallener Entscheidung, er sich dem friedlichen Gemüthe hingeben könne, als er im Vorderreihen einer an beiden Armer schwer verwundeten Dragoner liegen sah, der sich vor sich hin wimmerte. Der gelbe Kaiserlich schlug Feuer und brachte die brennende Zigarre zwischen die Lippen des Mesjieren. Als er die kleine Goldspitze später erzählte, sagte der erste Kanzler hinzu: „Sie hätten den dankbaren Blick des armen Kerls sehen sollen. Keine Zigarre hat mir so gut geschmeckt wie jene, die ich nicht geraucht habe.“

**Ein beständiger Reichskanzler.** In der letzten Nummer des „Souveräneren Wirt“ gibt Prof. Carl eine interessante Auszüge aus dem unlängst veröffentlichten Briefwechsel der Kaiserin Katharina II. und des englischen Gesandten Charles Williams zum Westen. Es finden sich in diesen Aufzeichnungen bemerkenswerte Daten aus der Geschichte der „Nordischen Gemüter“. Von besonderem Interesse sind die wöchentlichen Summen ist der Brief, in dem Williams dem Kaiserin erzählt, wie er den Kaiser des russischen Reiches, den Grafen Desjarsch-Münin, bestochen hat. Vor einiger Zeit schrieb, so schreibt Williams, „hat mich der Großkanzler, um von Kabin zu Kabin, eine beträchtliche Pension auszusprechen. Er begründete seine merkwürdige Bitte damit, daß er nur 7000 Rubel jährlich erhalte, mit diesem Gelde nicht standesgemäß leben könne. Er wisse, daß die Kaiserin Englands mit denen seiner Vaterlandes eng verknüpft seien, und daß er somit, ohne sein Gewissen zu belasten und dem Vaterlande zu schaden, dem englischen König dienen könne. Wenn der König ihm die Möglichkeit gewähren wollte, standesgemäß zu leben, wären seine Hände frei, und er würde nicht nur England und Rußland dienen. Ich antwortete ihm darauf, daß er zwar seit einiger Zeit dem König von England nur geringe Dienste geleistet habe, daß ich aber sein Freund und als solcher bereit sei, ihm einen Dienst zu erweisen, wenn er wirklich sein Wort halten würde. Trotz dieser Versicherung schien er mißtrauisch zu sein. Wie erkläre mir er aber, als ich nach einer Unterredung über seine Angelegenheiten zu ihm sagte: „Ich habe Ihre Sache in Ordnung gebracht. Wenn Sie sich gewöhnt haben eine lebenslängliche Pension von 12,000 Rubel jährlich.“ Er hat sich bei mir nicht bedankt und schenkte auch meiner Bemerkung, daß die Zahlungen sofort beginnen könnten, keine Beachtung. Aber gestern berief er Wolff (das war der englische Konsul und Bankier, durch den Williams Geld an gewisse Adressen gelangen ließ) zu sich, erzählte ihm alles und fragte, vorzüglich nach, ob das, was ich gesagt hätte, auch wirklich wahr sein könnte. Wolff lernte: „Wenn er Ihnen das gesagt hat, kann es gar nicht anders sein. Sie haben keinen Begriff von dem Kredit, den er bei Gode genießt. Wenn Sie aber trocknen an der Wahrheit zweifeln sollten, so bürge ich Ihnen für die Auszahlung der Pension.“ — „Glauben Sie denn, daß er mir 1000 Rubel monatlich zahlen und damit auch sofort beginnen wird?“ fragte der Kaiserler lauernd. — „Ich werde Ihnen doch die Gelder auszahlen“, rief Wolff aus, „wenn der Gesandte Ihnen das gesagt hat.“ In die der Kaiserler freudig: „Wehen Sie sofort zum Postamt und bitten Sie ihm in meinem Namen für alle die mir erwiesene Freundschaft. Sagen Sie ihm, daß mir seine ganz rechtig miteinander leben wollen, und daß ich für ihn und seinen König alles nur irgend Mögliche tun werde.“ Williams selbst erzählte dieser „Gelegenheitskauf“ des Kanzlers für den verhältnismäßig niedrigen Preis von 12,000 Rubel so kurz, daß er, nachdem er der Kaiserin alles hinterbracht hat, sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Das sind hoffentlich hunderttausend Szenen, die dem kommenden Jahrhundert als nette Anekdoten erscheinen dürften!“

**Die Konstantinopeler Hunde in der Verbannung.** Die Hunde von Konstantinopel, ohne die man sich die Straßen der schönen Stadt am Bosporus nicht denken konnte, sind, wie mitgeteilt, eingezogen worden und nach der unweit gelegenen Insel Dria in die Verbannung auf Lebenszeit gesandt worden. Es herrschte auch das Gerücht, man habe sie dort vergiftet und lasse sie hungern und dursten. Infolgedessen erhielt der Stadtprefekt von Konstantinopel aus der ganzen Welt zahlreiche Proteste, die er aber nimmer als unbedingtes energisch zurückwies. Wie uns aus Konstantinopel geschrieben wird, ist die Insel Dria ein kleines, felsiges, unwohnbares und unbewohntes Eiland. 50,000 Hunde sind dort ausgesetzt worden. Sie liegen an dem letzten, öden Ufer in Rudeln zusammen und blicken sehnsüchtig über das Meer. Mehrere Wäcker vorjagen sie täglich mit Wasser und Fleisch. Der Wächterhüter führt fort: „In den ersten Tagen, so erzählt mir ein Wärter, haben alle Hunde in einem dichten Haufen gedrängt zusammen. Sie lagen im Sande oder schliefen mit herabhängendem Schwänze traurig umher. Sie schienen ihr Schicksal zu verstehen. Jetzt laufen sie schon am Strande entlang. Nach dem Jähren der kleinen Insel wachte sich jedoch erst kein Tier. Nur wenige verschwand, kehrten aber bald wieder zurück. Sie vertragen sich im allgemeinen sehr gut. Die Hüt hat sie gewissermaßen vereint. Jedes Tier scheint Trost bei seinem Lebensgefährten zu suchen. Häufig aber entzieht ein Kneurer. Aus irgend einem Grunde beginnen sich zwei Hunde zu beißen, und im Nu hat sich ein ganzes Rudel, und es entsteht ein wildes Getöse und Gekläuf, das über dem Meer verhallt. Es erweckt den Menschen, als seien die Tiere wildig toll geworden. Bald liegen sie aber wieder friedlich nebeneinander, als ob nichts geschehen sei. Täglich erhalten die verbannten Hunde Konstantinopels neue Lebensgefährten. Sehr interessant ist es, wenn die neuen Anbömmlinge an

Land gesetzt werden. Sie werden nicht etwa mit freudigem Geßell von ihren Brüdern empfangen, sondern von diesen nur aus weiter Entfernung betrachtet, und sie wagen auch nicht, sich den andern zu nähern. Sie bilden die zusammen ausgelegten Hunde ein Rudel für sich. Obwohl es den Hundes wieder an Fleisch noch an Wasser fehlt, werden sie doch zu Grunde gehen.“

**Das Ende des Fez.** Der Fez, den alle Türken als Kopfbedeckung tragen, soll jetzt, wie die „Arqui“ erklärt, durch eine andere Kopfbedeckung ersetzt werden, nämlich durch den Kalpak. Dieser trugen den Sultan bis zum armenischen Kaiser alle Türken den vollen Fez, nur in den Anfängen der neuen Türkei hat man eine Zeit lang den weißen Fez getragen. Aber der Fez ist nicht die eigentliche Nationalkopfbedeckung der Türken, sondern er ist ihnen durch Sultan Mohammed aufgezungen worden, der sein Tragen nach der Unterdrückung der Janitscharen anordnete, und den Türken zu ersetzen und damit die Erinnerung an sie auszuschließen. Der „Sulez“, das Barett der Griechen, auf den jüdischen Inseln, wurde damals übernommen, und sein Name wurde in Fez abgeändert. Jetzt aber haben sich die Türken darauf besonnen, daß es wirklich eine türkische Nationalkopfbedeckung gibt, die älter ist, als der Turban und nun soll der Alrakantapal, ein Barett aus Fell, eingeführt werden.

**Die Jahrhundertfeier eines Wohlthäters der Menschheit.** Die Deutschen scheinen doch eine recht unandbare Klasse zu sein, denn sie haben es ganz verstanden und wissen von welcher daran erinnert werden, das Jubiläum der ersten Einführung einer Einrichtung zu begehen, die sich als einer der größten Wohlthäter der Menschheit mit Mühsicht auf Annehmlichkeit und Gesundheit bewährt. Wagt man sich auch ein wenig zu generen, von dieser Einrichtung in der Gesellschaft zu sprechen, so fühlt sich doch jeder Kulturinteressent, als wenn er einen Mangel so in die Barbarei zurückwerfen, als wenn er diesen Kulturfortschritt einmal vorübergehend aufzuheben muß. Dieser Fortschritt geht auf den Deutschen, Walter Closser. Ein Mitarbeiter des Journals der amerikanischen medizinischen Vereinigung hat festgestellt, daß Deutschland das erste Land gewesen ist, in dem das W. C. in allgemeineren Gebrauch genommen wurde, und daß diese Einführung im Jahre 1810 begonnen habe. Schon 1775 freilich wurde das erste englische Patent für einen solchen Apparat erteilt, u. zw. an den Uhrmacher Alexander Cumming. Dagegen dauerte es bis 1833, ehe sich in dem erfindungsreichen Amerika jemand fand, der sich in dieser nützlichen Aufgabe beschäftigte. Der eigentliche allezeitige Erfolg ist dem W. C. begrifflicher Weise erst im Laufe der Jahrzehnte zuteil geworden, denn man weiß, wie außerordentliche Umwandlungen auch in den Städten nötig sind, um jedes Haus und jede Wohnung mit den notwendigen Vorrichtungen zu dieser Einrichtung zu versehen. Die Schaffung der Kanalisation, die wie keine andere Maßnahme zur Beseitigung der Eierlichkeit in den Städten beigetragen hat, steht mit dieser Erfindung selbstverständlich in enger Verbindung. Jeder gibt es sogar eine Großstadt in Deutschland, die noch heute, im Jahre der Jubiläumfeier, auf die Einführung einer Kanalisation und damit auch das Wasserlosets wartet, nämlich Kiel.

**Die verlassenen Batterien.** Die Anwendung des Hochfalzes zur Konzentration von Nahrungsmitteln ist gut alt und zu allgemein verbreitet, als daß sie nicht ihre Berechtigung haben sollte. Andererseits wäre es nach den heutigen Kenntnissen der Wissenschaft ein Fehler, annehmen zu wollen, daß sich mit Hilfe von Salz etwa alle Bakterien abtöten oder fernhalten ließen. Vielmer kommen auch in starken Salzlösungen Bakterien vor, die darin ganz munter fortdauern. Drei Pariser Forscher haben diese „Flora“ des Salzes näher untersucht. Die darin enthaltenen Bakterien gehören meist der Gruppe der sogenannten Saprophyten an, denen besondere Substanzen nicht nachgesagt werden können. Es finden sich darunter aber auch einige, die eine gewisse Giftwirkung besitzen. Wenigstens ist beobachtet worden, daß Meeresschwämme, die mit solchen Bakterien geimpft wurden, in einem oder zwei Tagen starben. Sogar in Wunden aus gereinigtem Salze sind 2000 Bakterien in 1 Gramm festgestellt worden, Wunden ungerührt, und in ganzen Salze ist diese Ziffer noch erhöht höher, bis zu 20,000. Man kann eine Salzlösung längere Zeit mit einem Nahrungsmittel, fast ohne Lösung mit Zucker oder mit Fleisch, in Verbindung gelassen, so ist sie noch weiter von dem Zustand der Keimfreiheit entfernt. Im Laufe einer Woche kann sich der Bakteriengehalt auf einen solchen Maße bis auf fast 1 Million Keime auf das Kubikzentimeter steigern, gelegentlich sogar noch höher. Die Bakterien vertragen also das Verlassenwerden recht gut, und auch von den krankheitsverursachenden Keimen widerstehen manche der Wirkung des Salzes recht lange, der Typhusbazillus und der gewöhnliche Eiterbazillus z. B. fünf Monate lang, der Tuberkelbazillus drei Monate, der Diphtheriebazillus drei Wochen. Trotz seiner großen Fähigkeit ist das Salz demnach kein Desinfektionsstoff.

**Ein wandernder Klosterturn.** Kürzlich ging die Nachricht durch die Blätter, daß die Angenehme Morglia und Wajh den freilebenden Turm einer Kirche in Bucholt an der belgisch-holländischen Grenze um einige Meilen verlegt haben. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß schon im Jahre 1465 zu Bologna, der türmerreichen Stadt, ein ganzer Kompanie von einem Ort zum andern gebracht wurde. Der Bericht darüber lautet sich in einem Werk des Nicolo Tommasetti und lautet: „Ich erinnere mich auf jene, unter dem Namen der Klosterturnen auszuweichen, eigenen Kolonien, die 80 Soldaten ausmachten, unter dem Namen von Ort zu Ort zu rücken. Er ließ ganz allmählich die Fundamente des Kompanie unter der Erde ausheben und sehr große und kräftige Holzbohlen darunterziehen. Und so gelang es ihm durch kluge Berechnung mit Hilfe von feilerartigen Holzbohlen und mit Stricken, die um eine Spule sich wunden, den aufrecht stehenden Turm ganz langsam durch einen in die Erde grabenden Gang zu ziehen und ihn um 20 Fuß weiter zu bringen und wohlhabender aufzustellen an dem Tor der strada maggiore. Dies habe ich selbst gesehen.“ Die Umplanung war in der Tat, wie Corrado nicht bemerkt, so verhältnißmäßig gering, daß der Kompanie noch einige Jahrhunderte langhalten, und auch heute noch erklären würde, hätte man ihn nicht umher und immer lofer Weise im Jahre 1826 demolirt.

**Eine merkwürdige Briefadresse.** Die Post in Klagenfurt erhielt, wie uns geschrieben wird, vor einiger Zeit einen Brief mit folgender kurioser Adresse: „Dort, wo im schönen Grünen Auenrand verfallene Mätern hüfter niederzukaufen, Aus eben Fensterbänken auf das Städtchen, gleichmäßig mit der Münsterstadt, der alten, Dort wohnt ein Lehrer deutschen Stamms und Namens. Die erste Silbe seines Namens deutet auf den böhmischen Siegfried hin, der mutig den grimmen Wurm im hüfsten Saum erlegt. Die beiden letzten führen uns in ferne Zeiten, wo noch kein Pulver kannte, wo nur der schnelle Pfeil das schädliche Wild erlegte. Wenn fudig ist die Post, muß es ihr bald gelingen, den Brief an Ort und Mann zu bringen.“ Lehrer Hornogner in Strahburg (Kärnten), dem der Brief gehörte, gelangte wirklich in dessen Besitz, auf dem Umschlag aber stand der amtliche Vermerk: „Herr, beschone uns mit solchen Dingen, ein arbeits nicht kann es nützlich, die Post kann sich mit derlei nicht befassen, sonst müße sie alle Briefe liegen lassen.“ — Sehr richtig!

### Vor den Kulissen.

**Aus Liebenstein wird uns geschrieben:** Olga Wohlbrück hat gestern (Freitag) abend mit einem dreitägigen Schauspiel „Bilanz“, das im Theater zu Liebenstein seine Probeaufführung erlebte, auch als dramatische Schriftstellerin einen vielversprechenden Erfolg errungen. Im Mittelpunkt der spannenden Handlung steht ein begabter, aber trübseliger Rechtsanwalt, den die Abhängigkeit von einer reichlichen, aber allzu geschäftsfähigen Mutter und die Qualen einer unglücklichen Ehe vollends um den inneren Halt bringen, bis immer gewagtere Spekulationen ihn bis hart an den Rand des Verbrechens treiben. Das Schauspiel, das von der Liebensteiner Truppe, ihren Direktor Edmund an der Spitze, recht annehmbar gegeben wurde, wird als effektvolles Theaterstück auch größeren Bühnen willkommen sein und uns gemäß bald in Berlin wieder begegnen. Frau Wohlbrück, die vielfach vor den Vorhang gerufen wurde, führte selbst die Regie.

**Aus Breslau, 12. d., wird uns geschrieben:** Die Sommerpielzeit neigt nun auch schon wieder ihrem Ende entgegen. Da der im Lobtheater angefordigte Gastbesuch des Berliner „Neuen Schauspielhauses“ abgefragt wurde, so blieben die beiden dicht benachbarten Sommerbühnen, die Lieblichke (Direktion Wandels) und Schauspielhaus (Direktion Meyer) unter sich. Sie gaben sich denn auch reiche und erfolgreiche Mühe, durch ein abwechslungsreiches Repertoire und zahlreiche Gäste das Interesse zu fesseln. Wie eine frohe des Schicksals berührt es, daß das Schauspielhaus, das schon im nächsten Winter nur die Operette pflegen und sich 1911 mit dem gleichen Programm den drei vereinigten Theatern der Direktion Loewe als viertes angliedern wird, kurz bevor es also aufhört, ein Schauspielhaus zu sein, zum ersten Mal seit seinem Bestehen ein wirkliches Schauspiel-Ensemble besitzt. Zumal eine Reihe französischer Komödien kam rund und nett heraus. Jedoch auch im höheren Drama, wenn es galt, einem Gaste zu assistieren, gab es eine Anzahl sehr achtbarer Vorstellungen. Bei solchen Gelegenheiten bewährten sich von den heimischen Kräften in erster Reihe die gewandte Salondame Torrens, die vielseitigen Herren Merendoff und Lodulus und insbesondere Herr Schnell, ein interessanter Held und eleganter Dandibant von glänzendem äußeren und vielversprechenden darstellerischen Qualitäten. Als Gäste kamen Frenze Tiefel, Marie Wayer und Charlotte Waldow (Wien). Mit Gräueln Wager, die ihre unvergessene Kunst als Silvia Sektala, Donna Diana und Janetta vom neuem eindrucksvoll offenbarte, fesselte das Publikum ein besonders freudiges Wiedersehen. Gräueln Wager hat sich im vorigen Sommer als selbige Wiener Hofensouffler die Günst der Breslauer erobert. Diesmal zeigte sie sich in zwei Rollen größeren Stiles, als pikante Männerseindin in Picards „Beise“ und als ansehende Gräfin in Braccos „Antrea“. Auch die Lieblichke Sommerbühne führt eine Schaar tüchtiger Darsteller ins Treffen, voran Antonia Leffass und Max Land, der zugleich künstlerischer Leiter des Unternehmens ist. Diese beiden trugen zumal den starken Erfolg des Kengelschen Sensationsstückes „Tajfun“ auf ihren Schultern. Hier gastierten u. a. Thiesher, Moissi, Ernst Arndt, Marie Karzen, Olympetro. Moissi spielte Shaw, Schützler und seinen Schwad in den „Gespensern“. In dem jenseitigen Stücke bewies Betty Arrog, die treffliche „komische Alter“, daß sie auch im ersten Drama heimisch ist. Sie verführte die Frau Wiving sichtlich und eindrucksvoll.

**Im Stadttheater in Baden bei Wien fand am 11. d. die Uraufführung eines neuen dreitägigen Schwankes „Das Schwesternchen“ von Franz Wagner, dem Verfasser des „Himmelbets“ statt. Die Mobilität hatte einen lebhaften Erfolg.**

**Aus Leipzig telegraphiert uns unser Korrespondent:** Im Neuen Stadttheater stellte Gerhart Hauptmanns „Fuhmanns Gemisheit“, der sorgfältig neuinszeniert wurde, ungemein. In den Hauptrollen spielten die Herren Decarli und Gräueln Polenska.

### Siegers & Weisagen.